

Die ewige Jagd.

Roman von Adolph Schaffmeyer.

(6. Fortsetzung.)

„Vielleicht, daß Sie jetzt ein unheimliches Grauen vor mir empfinden, weil Blut an meinen Händen klebt“, fuhr er in gedämpfter Stimme fort. „Aber wenn Sie begreifen könnten — das wilde Leben dort oben, wo man mit jedem neuen Tag aufs neue um die Existenz ringen muß. Sehen Sie, es war, als wenn ich einen wilden Tiger niedergestrichen hätte. Er war ein Feind von Gesetz und Ordnung, ein Wüth, der alles demoralisierte. Tage vorher fürchte ich, daß es kommen mußte — er oder ich. Als der Moment kam, habe ich das getan, was ich tun mußte. Und es nie einen Augenblick bereut. Vor dem Gericht der Männer da oben, alles Goldfuchser, Abenteurer wie ich selbst, wurde ich freigesprochen, mehr noch: gepriesen. Ich hatte Ordnung geschaffen.“

Seine schlichten Worte hatten einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Sie hatte einen Blick in Lebensverhältnisse gesehen, die ihr ganz unbekannt waren. Bewunderung lag in ihren Mienen und ein Ausdruck stolzer Anerkennung, als sie ihm die Hand bot, die er mit seinen harten Fingern kraftvoll drückte.

„Ich freue mich, daß Sie mir das gesagt haben“, sagte sie, „ich glaube, das alles zu verstehen. Es war der große Moment, wo alles, was an Entschlossenheit und Kraft im Menschen steckt, heraus muß an die Oberfläche. Sie haben bewiesen, daß der Augenblick Sie auf der Höhe fand.“

Hubbard lächelte schon wieder. „Ich dachte mir, daß Sie es begreifen würden.“

„Ja — und jetzt nichts mehr davon, Mr. Hubbard.“

„Nein“, erwiderte er, „nichts mehr. Wissen Sie, den Rest wollen wir der Baronin überlassen.“

Das hatte auch Cynthia den Rest des Abends getan, ganz unbekümmert, aber mit dem leichten Spott, unter den dunkeln Wimpern, wie sie Nellys vergebliche Bemühungen beobachtete. All ihre Kunst versagte vollständig an diesem westlichen Bären.

Es war denn auch schlecht unterdrückter Mergel, der die Baronin erfüllte, als sie ein paar Stunden später neben ihrer Freundin Dolly King im Wagen saß.

„Dieser Hubbard ist ein Dummkopf“, begann sie plötzlich. „Hast Du mit ihm gesprochen? Es ist überhaupt unmöglich, sich mit ihm zu unterhalten. — Und dann hat er so merkwürdige westliche Ideen. Was reißt Du, was er sagte, als ich ihn mit der Morgeschichte aufzuziehen versuchte?“

„Nun?“ Dolly verriet nicht eben viel Interesse; sie gähnte.

„Baronin, es war die beste Tat, die ich je vollbracht habe. — Entzündigt, nicht wahr?“

„Hast Du ihn nicht gefragt, wieviel solcher guten Taten er getan? Es wäre doch interessant, es zu wissen.“

„Er hat gar nicht das Gefühl, daß ein Wort doch immer ein Word bleibt.“ Nellys Antlitz trug einen Ausdruck starker moralischer Entrüstung.

„Wo haben Jamesons ihn nur aufgefunden?“

Ein kurzes Achselzucken. „Was weiß ich? In New York lieft man ja alles auf, wenn Geld dahinter steht. Ich für meine Person werde Herrn Jim Hubbard schneiden.“ Nelly zog den Kopf fest unter die Schultern, sie fröstelte. „Jugendmüde muß man doch die Grenze ziehen.“

Sechstes Kapitel.

Als Jack Durand nach seiner Begegnung mit Shirley und Janzen sein Zimmer im nächsten Stock erreichte, fand er die Tür verschlossen.

Als ob nichts passiert wäre, so war Durand beim Abendessen erschienen, elegant wie immer, eine dunkelrote Weste am Knopfloch. Mit aller Welt hatte er geschert und sich unterhalten — nur daß er mit Vivian kein Wort gewechselt hatte. Nicht einen Blick hatte sie ihm geschickt — das war den scharfen Augen des Boardinghauses trotz Blossoms Bemühungen, alles zu verhüllen, nicht entgangen.

Gleich nach dem Souper war er, ein Verabredung vorschlagend, wieder verschwunden, in Wirklichkeit aber war er nur fortgegangen, um Zeit zu gewinnen, Zeit für die Ausprache mit seiner Frau. Denn daß die beiden nächsten Begegnung stattfinden würde, das war ihm jetzt klar geworden.

Es war zu Ende mit ihnen — seit der Szene in der vorhergehenden Nacht, wo seine Wut gewaltsam einen Ausbruch suchte, hatte sie sich in effigen Schweigen gehüllt — er existierte nicht mehr für Vivian.

Die Gedanken führten einen Wirbelwind im Hirn Jack Durands aus, er wollte nicht mehr aus noch ein, es war ihm auch unmöglich, sich einen festen Plan auszudenken. — Schließlich trat er in einen Barroom und goß ein paar Whistens hinunter.

Als Durand dann endlich die Tür seines Zimmers geöffnet hatte, fand er alles dunkel. Er zog ein Streichholz aus der Westentasche, strich es gegen die Tapete — denn Frau Ogleshorpe war ja nicht zugegen, um den Frevel zu rügen — und zündete ein paar Gasflammen an.

Nein — Vivian war nicht ausgegangen: ein Blick auf das Bett, wo Hut, Mantel, Handschuhe und Muff dort durcheinander geworfen lagen, überzeugte ihn. Sie mußte also im Zimmer einer der Nachbarinnen sein, wenn sie nicht gar bei Frau Ogleshorpe war — neuerdings freuten die beiden immer die Köpfe zusammen.

Lauschend, mit gekniffenen Lippen und zusammengezogenen Brauen blieb er einen Augenblick stehen: er hatte Schritte auf der Treppe gehört, die aber jetzt die Tür pochierten. Dann trat Shirley's Bild wieder vor seinen Geist, wie er ihn soeben ostentativ geschnitten hatte. Ein Fluch zischte durch Durands Zähne. Wenn Shirley auch beständig abgelehnt hatte, nähere Bekanntschaft mit ihm zu schließen, ihn während des Jahres, seitdem er in diesem Hause gewohnt, nicht ein einziges Mal in sein Zimmer geladen hatte, so waren sie doch bisher wenigstens auf Grundsatz miteinander gewesen. Aber heute hatte er ihn nicht einmal begrüßt. Wahrscheinlich hatte man ihm die Szene der letzten Nacht zugetuschelt, und der Moralfaktor nahm sich heraus, ihn deshalb zu schneiden.

Und dann plötzlich ein anderer Gedanke: War es möglich, daß Shirley etwas über die Wild-Indian-Silbermine erfahren hatte? Ueber die Aktien, die er hier im Hause verkauft hatte? Eine Sekunde fühlte Durand sein Herz lauter pochen — dann verworf er die Regung aufsteigender Angst. Janzen war Shirley's Intimus, den dieser ohne Zweifel in Vertrauen gezogen haben würde. Und Janzen hatte seinen Gruß erwidert. Nein, da war noch keine Gefahr.

Tatsache war, daß Jack Durand immer gefühlt hatte, daß er an Shirley nicht herankam, weder physisch noch geistig — und dieser ihm stets glattweg abgelehnt hatte. Und diese Herabsetzung hatte wie ein Stachel in seinem Fleisch genöhlt. Nie hatte er deshalb auch eine Gelegenheit vorbeigehen lassen, ohne Shirley mit seinen verdeckten Botschaften zu verfolgen, doch selbst diese Angriffe waren wirkungslos geblieben.

Durand rieb eine Zigarette zwischen den Händen, schob sie in den Mundwinkel und zündete sie an. Dann blieb er, beide Hände tief in den Taschen seines braun torrierten Jacketts vergraben, eine Weile mitten im Zimmer stehen, in Gedanken verloren, mit flackernden Augen und herabgezogenen Mundwinkeln.

Schließlich, was kümmerte Shirley ihn? Das war jetzt alles belanglos, gleichgültig, wozu einen Gedanken daran verschwenden? Die große, wichtige, alles überschattende Sache war, daß ihm das Messer an der Kehle saß. Wenn er bis zum nächsten Tage nicht zwei bis dreihundert Dollars flüssig machte, so war es um Ende. Die Summe bedeutete alles für ihn: Freiheit, Leben — alles.

Ganz plötzlich drang das auf ihn ein, als wenn eine Rebellant sich gerührt hätte, drohend stand es vor ihm, bedrückend und mit solcher Gewalt, daß er zusammennickte.

Mit dem gequälten, entsetzten Blick eines gehehnten Wildes blinnte er im Zimmer umher — seine letzte Zuflucht, seine letzte Hoffnung blieb Vivian. Aber als er ihr verschlossene Nacht Andeutungen über seine Lage gemacht, sie beschworen hatte, was war ihre Antwort gewesen? Ausflüchte, Entschuldigungen, Lügen, Lügen — bis zur schließlichen harten Weigerung. Und das alles mit einer kalten Selbstverständlichkeit, einer noch in Hohn getauchten Gleichgültigkeit. — Und einen Eid wollte er darauf schwören, daß sie die Mittel besaß, ihn aus allen Verlegenheiten zu reißen.

Aber sie wollte nicht, sie wollte nicht. — Den ganzen Winter hatte sie lohnende Engagements am Theater gehabt, nie vom eigenen Geheiß — er war ja immer dazwischen, alle Rechnungen zu bezahlen.

Ein grimmes Aufklaffen brach sich über seine Lippen. Ja, so lange sein Geld ausgereicht hatte, ihre verschwenderischen Launen, ihre unbilligsten Genußsucht zu befriedigen, war es eine glückliche Ehe gewesen. Dann konnte sie reizend, toll bis zur Ausgelassenheit sein. Von Vergnügen zu Vergnügen war man gegang, in teilspielfeilen Restaurants hatte man die Nächte mit lustigen Rumponen durchjubelt, nie hatte es sie einen einzigen Gedanken gekostet, woher das Geld kam, das diese ewige Jagd nach den Genüssen verschlang.

Seine Hände wühlten im Haar, und er preßte sie gegen die Schläfen, in denen es hämmerte. Im Taumel war er hingegangen, schon Wochen, Monate lang; er hatte gewußt, hatte immer gewußt, daß ein letzter schrecklicher Tag kommen würde, wenn nicht irgendein blöder Glückszufall — und jetzt fand er am Abgrunde.

Mühsam sprang er auf mit einem

Ausdruck wilder Entschlossenheit; sie sollte besen; sie hatte ihn ins Verderben gezogen, zwingen wollte er sie, ihn heraus zu reißen. Seine Augen waren auf die Kommode gefallen, die zwischen Bett und Fenster stand, und mit wilder Geberde, in der seine ganze ohnmächtige Wut sich spiegelte, begann er, die Schubladen aufzureißen und durchzuwühlen.

Das Schmuckkästchen — wo war das Schmuckkästchen, das ihre Wertgegenstände barg? Im Mittelabszuge, unter den Wäschebüden verborgen, entdeckte er es endlich, doch als er jetzt den Deckel mit dem geschliffenen Glaselsteg aufstieß, ließ er die Hände kraftlos niederfallen. —

Natürlich, nichts als der wertlose Kramel: die Perlenkette, die er ihr eines Tages auf ihr Verlangen von zehn Dollars gekauft hatte, ein paar Schmuckstücke mit großen, unechten Diamanten und Rubinen, die klein: goldene Uhr, die zu gehen aufgehört, als sie sie eines Abends in Wut auf den Teppich geworfen, das dünne goldene Armband, das zerbrochen war. — Dagegen die wenigen echten, wertvollen Stücke, die fehlten.

Er erinnerte sich, daß Vivian ihren Solitär bei Tisch getragen hatte — sein Brautgeschenk — und zwei andere wertvolle Ringe. Dagegen das kostbare Schmuckstück, das er vor Wochenfrist zuerst an ihrer Brust gesehen, und das sie behauptete, mit ihrem Gelde aus einer Pfandleihe ausgelöst zu haben, das war verschwunden. —

Das hatte sie sicherlich bei ihrer Mutter untergebracht, der alten Heze, die nichts anderes verstand, als Vivian immer gegen ihn aufzubehngen. Und dieses Schmuckstück allein besaß Wert genug, ihn aus seiner Verlegenheit zu reißen. —

Durand war wieder ruhiger geworden. Mit lauernden, suchenden Augen ging er durchs Zimmer, jeden Winkel durchstöbernd, wo man etwa den kostbaren Diamantschmuck vermuten konnte — vergeblich.

Schließlich warf er sich in den Schattenschuh, schob die Füße auf die Bettdecke und begann, mit größter Plannmäßigkeit zu überlegen. Steis pflegte er sich aufwändig zu kleiden. Lederschuhe, tollend bunte Hemden, laute Kraavatten und Kleider nach der neuesten Mode. „Wie ein Kommandant“, hatte Janzen von ihm gesagt. Eleganz der Erscheinung bzw. was er darunter verstand, das war eine Frage, die in dem kleinen Hirn des Herrn Jack Durand eine ungeheure Wichtigkeit besaß, und danach pflegte er auch die Menschen einzuschätzen. Er gehörte zu den eiteln Naturen, die den brennenden Ehrgeiz besitzen, von verachteten Geisteskräften bewundert und angefaßt zu werden, die sich ewig aufspielen und anderen die Idee zu suggerieren suchen, daß sie etwas Besonderes sind und eine Rolle in der Welt spielen. In dieser Grobmannsicht konnte er das Geld mit souveräner Verachtung zum Fenster hinauswerfen, wenn nur Leute da waren, die ihm zusehen und applaudierten.

Das hatte ihm in seinem Kreise eine gewisse Nimbus verschafft, und dieser Nimbus war es gewesen, der Vivian getaucht und sie gewonnen hatte.

Das war vor Jahresfrist gewesen, als Durand die Früchte eines effektvollen kleinen Geschäftskniffes genoh, und er sich ausgelügeligt hatte. Nämlich: bei Toosfällen kolorierte Bilder der selig Entschlossenen in allen geschweiften Formaten und in schreiendem Goldrahmen anfertigen zu lassen und diese den Hinterbliebenen mit ungläublichem Profit auszuhandeln. Im Laufe eines kurzen Jahres hatte er in New York und einigen umliegenden Städten ein paar tausend Dollars Reingewinn erzielt, und mit diesem Gelde hatte er sich in den Strudel des Großstadtlebens gestürzt.

Damals hatte Vivian O'Hara, die sich auf den weltbedeutenden Brettern Vivian Dorcy nannte, ein Engagement als Operistin bei einer Operette. Sie besaß eine hübsche kleine Stimme, einen geschmeidigen Körper und eine ehrgeizige Mutter, die ihr immer in den Ohren lag, auf dem Theater irgendwo ihr Glück zu machen.

Irgendwie. — Die kleine Luch Lehmann, die im Chor derselben Operette sang, vermittelte Durands Bekanntschaft mit Vivian, und diese fing fast vom ersten Moment an, den jungen Dandy zu lapern. Zwischen diesen beiden Mädchen kam es sogar ein paar Abende später zum Streit, bei dem Luch, schwerfälliger und wemiger raffiniert, den kürzeren zog.

„Wenn ich will, so wird Durand mich in drei Tagen heiraten“, rief Vivian der Nebenbuhlerin schnippisch zu, während aus den rotbraunen Augen kleine Flammen zu züngeln schienen.

Und wirklich, drei Tage später war das leichsinnige Brautverlöbliches geschehen. Die Trauung war vollzogen.

Dann hatte ein Leben in Saus und Braus begonnen. Bald nach der Trauung war das junge Ehepaar bei Frau Major Ogleshorpe gelandet, und Vivian hatte es sogleich verstan-

den, die hochfahrende Majorin zu laprieren, sie hatte sogar Leben in die ihre Respektabilität des Boardinghauses gebracht. Durand, der sehr sicher auftrat, hatte die Taschen noch voll Geld. Um diese Zeit erlangte er auch die Stellung bei der Wild-Indian Silbermine, die ihr Bureau in der Nähe der Fondsbörse hat.

Natürlich, niemand sah unter der Oberfläche der Dinge, denn das ist das Wunderbare in den ganzen großen Städten, daß keiner etwas vom anderen weiß oder wissen will, solange der äußere Schein nur gewahrt ist.

Nur Mutter O'Hara war vom Anbeginn gegen die Heirat ihrer Tochter gewesen; stets hatte sie Durand mit Mißtrauen betrachtet und mit ihren drohenden Augen ihn gleich richtig eingeschätzt. Das hatte in dessen nicht verhindert, daß die junge Eheleute ihr Verschwendeleben ruhig fortsetzten, und Durand die Dollars rollen ließ — bis eines Tages der letzte zum Fenster hinausgeworfen war.

Die Gewohnheit der Verschwendung war dann aber schon so stark geworden, daß neue Summen um jeden Preis herbeigeschafft werden mußten, und nun war Durand auf die abschüssige Bahn geslitten, die immer glatter wird, und die zum Abgrunde führt. Seit Monaten hatte er seine Augen über sein Leben und seine Zukunft geschlossen.

Das wußte er aber ganz genau, daß irgendwo in der Ferne ein graues, düsteres Gebäude hinter hohen Mauern lag, dessen Fenster mit Eisenstäben vergittert sind, und daß er darauf zutritte, unaufhaltsam. Er rang und kämpfte und sann und brütete, ihm zu entfliehen, doch immer näher rückte es heran. Und wenn Vivian ihm jetzt nicht zu Hilfe kam mit ihrem Schmuck —

Und plötzlich durchquerte ihn der Gedanke: woher hatte sie das kostbare Schmuckstück —? Denn daß sie es selbst aus einem Pfandleihe ausgelöst, mit ihrem eigenen Gelde, das war ja selbstverständlich eine Lüge. Denn Vivian lag immer, auch wenn sie es nicht nötig hatte.

Woher —? Als wäre ein Vorhang weggerissen, sah Durand jetzt die Dinge mit einem Male in ganz anderem Licht. Er war aufgesprungen und stand, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, wie eine Wildtaube, die ihre Beute beschleicht.

Sie hatte einen reichen Verrecher gefunden, der ihr den Brillantschmuck zum Geschenk gemacht hatte —! Klar, daß er nicht früher darauf gekommen war. Wie Schuppen fiel es ihm jetzt von den Augen: ihre wiederholte Heimliche erst lange nach Mitternacht, die sie damit erklärte, daß die Proben zu einer neuen Operette ihren Anfang genommen. Und er hatte geglaubt und sich dupieren lassen.

Dieser neuen Regung erwachender Eifersucht drängte aber sogleich eine zweite nach: das Bewußtsein, daß Vivian ihn verlassen wollte. Das stand plötzlich ganz fest vor seinem Geist, als hätte sie es schon ausgesprochen, wie etwas Unverrückbares. Schloß und schlüssel sanken seine Arme an der Seite nieder, und der Ausdruck seines Gesichtes wurde ganz energielos. Durand sank auf den Bettrand nieder und starrte ins Leere. Solange er sich in den Fuß gegen Vivian hineingerammt, solange hatte er sich als den Stärkeren gefühlt — jetzt fühlte er, daß sie viel stärker war. Er ging nicht von ihr — sie schüttelte ihn ab.

Ein banges Gefühl der Verlassenheit zog bedrückend über ihn herauf. Er war ein Verfehlter, schon der nächste Tag würde die Entdeckung bringen. Flüchten mußte er, sich fortzuschleichen. — Niemand wußte noch, was er begangen hatte — auch Vivian nicht. —

Die Zähne klapperten ihm im Munde, während Schweißperlen ihm zugleich auf die Stirne traten; es war ihm, als ob ihm eine Hand an der Gurgel packte. Durand war nahe daran, einen Schrei um Hilfe auszustößen und behielt doch Überlegung genug, den Schrei zu erstickern.

Plötzlich schlug eine helle Stimme an sein Ohr, ein lautes, fast grelles Lachen — sie war es. „Hilflos — er unterließ seine monotone Stimme — und die junge Stenographin, die im obersten Stockwerk wohnte. Vor der Tür standen sie, unterhielten sich, scherzten in besser Laune, während er unerträgliche Qualen litt. Dieses herzlose Weib, dieser Kamppr, der ihm das Blut ausgefogen! Mit bloßem Ausdruck lautete er — bis ihr Lachen von neuem erklang. Aber diese vollkommene Unbequemlichkeit und Gleichgültigkeit von ihrer Seite riß ihn innerlich zusammen, er gewann keine Haltung wieder.“

Mit einer raschen Bewegung fuhr er über sein Haar und warf einen Blick in den Spiegel; er sah gestreift bleich aus, aber er biß doch die Zähne zusammen. Jetzt biß es den Kampf. — Er ließ sich am Tisch nieder und schloß den Kopf in die Hand — eine Zeitung lag vor ihm, man konnte glauben, daß er die Tagesneuigkeiten gelesen hatte.

Als Vivian in der Türöffnung erschien und Durand erblickte, zuckte sie eine flüchtige Sekunde zusammen, aber ohne ein Wort trat sie an ihm vorbei an die Kommode, wo sie vor dem Spiegel ihre Sachen zu ordnen begann. Dann nahm sie die Puderdose zur Hand, um ihr lädiertes Auge zu bearbeiten, wobei sie ganz leise irgendeine Melodie vor sich hinstummte.

Vivian schien gar kein Gefühl dafür zu haben, daß hinter ihr ein Mann saß, der sie mit seinen kleinen tückischen Augen unablässig beobachtete, in dessen Händen es zuckte, und durch dessen Hirn sich allerhand wilde Gedanken wälzten. Der Anblick ihrer gleichgültigen Ruhe schürzte nur seine verflissene Wut.

„Wie lange soll die blöde Komödie noch dauern?“ Inuarre er sie endlich an, doch auch diesen Worten setzte sie nur eifriges Schweigen entgegen.

„Nimm Dich in acht“, fuhr er noch ein paar Augenblicke fort, „daß Du den Bogen nicht zu straff spannst, es könnte Dich gereuen. Ich stehe am Rande des Abgrundes, und ich kann Dir sagen, in meiner Lage ist es einem Menschen ganz gleichgültig, was er tut. Und noch eins: Du hast mich ruiniert, und wenn ich jetzt zum Teufel gehe, so reiße ich Dich mit hin.“

Es mußte doch wohl etwas im Tone seiner drohenden Worte gelegen haben, das Vivian erschreckte; sie wandte sich herum und suchte, die Erstaunte zu spielen.

„Ich?“ rief sie, „ich habe Dich ruiniert? Ich möchte wohl wissen, wie?“

„Wer hat mich immer wieder in das Verschwendeleben hineingedrängt, mich aufgereizt, mich tiefer und tiefer hineinzutreiben?“

Vivian hatte eine schnippische Antwort auf den Lippen, allein sie besann sich, wie sie in die vergerrenen Züge Durands blickte; es überfiel sie plötzlich kalt, wie das Rauchen einer Gelfocher. Eine flüchtige Sekunde überlegte sie, ob sie an ihm vorbeigehen und versuchen sollte, die Tür zu erreichen, aber sie wagte es nicht in dem bestimmten Gefühl, daß er sich auf sie stürzen würde. Sie stellte sich deshalb mit dem Rücken gegen die Kommode, ihn fest im Auge haltend.

„Du hast immer getan, als ob Du Geld in Masse hättest, alle im Hause haben Dich für reich gehalten.“

„Nun, ich habe keins, keinen Heller mehr, und ich brauche Geld — das Messer liegt mir hier —“ er fuhr sich mit dem Zeigefinger über die Kehle. Zugleich erhob er sich und beugte sich drohend vor, so daß sie instinktiv zurückwich.

„Wenn Du die Hand gegen mich erhebst, so schreie ich und alarmiere das Haus“, rief sie, die Hände wie zur Wehr vorstreckend.

Durand blieb ganz unbeweglich, aber langsam und leise klangen seine Worte: „Wenn Du einen Schrei ausstößt, so —“ Er andete nicht. Eine Pause intensiver Spannung verstrich, dann wieder seine Stimme: „Ich weiß, daß Du Geld hast. — Lüge nicht, ich weiß es. — Und eine andere Sache: der Diamantschmuck —! Wer hat Dir den gegeben? Du denkst, ich wüßte nicht. — Du bildest Dir ein, ich glaube an die Geschichte mit dem Pfandleihe —! Du hältst mich für einen blinden Ratten. — Ich weiß, woher er kommt.“ Die Stimme zitterte ihr entgegen.

Ihre Brust hob und senkte sich, und alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, ihre zitternden Hände taftelten haltlos in der Luft herum. Sie war völlig überzumpelt und machte gar nicht erst den Versuch, zu leugnen, was Durand auf der Stelle erkannte.

„Ich werde der Kerl über'n Hausen schießen — was liegt mir noch daran?“

Vivians Augen irrten umher nach einer Stütze, einer Halt, sie fühlte eine Schwäche in den Beinen und wollte nach dem Bett, auf dessen Rand sie niedersank.

„Ich weiß nicht, was Du von mir willst“, rief sie mit weinerlicher Stimme. „Du beschimpfst mich, schlägst mich, trittst mich mit Füßen, drohst mir — was verlangst Du?“ Sie warf sich nieder und vergrub das Gesicht in die Kissen, dabei bekte der Körper, als ob er von leidenschaftlichen Schlägen geschüttelt würde.

Er weiß alles, fuhr es dabei blitzschnell durch ihren Geist. Jemand mußte ihm gesagt haben, daß ein elegantes Auto zweimal mitten in der Nacht vor der Tür gehalten —! Warum hatte der Colonel auch immer darauf bestanden, sie nach Hause zu fahren —? —

Jetzt war sie in Durands Gewalt. Denn das hatte ihr der Colonel gleich zu Anfang gesagt, daß er keinen Standal wolle und jedes noch so leise Anzeichen eines Standals ihre Beziehungen sofort zum Abbruch bringen würde. Dabei hatten seine Augen einen kalt stehenden Glanz gehabt, und aus den leicht hervorworfenden Worten hatte sie die eiserne Bestimmtheit herausgehört.

Und ihre eigene Schuld war's gewesen. Warum hatte sie ihm gleich vom Anfang vorgeklunkert, daß sie ganz frei sei, und niemand außer ihrer Mutter ihr zu befehlen habe. — Durand hatte ruhig gewartet, bis der Sturm in ihrem Inneren sich legte und sie sich wieder aufrichtete.

„Also was willst Du von mir?“ wiederholte sie.

„Was ich von Dir will? Geld will ich — Geld. Ich werde Dir vorrechnen, was ich brauche.“

Durand, der sich inzwischen eine neue Zigarette angebrannt hatte, zog eine Pfeife aus der Tasche und begann auf den Rand der vor ihm liegenden Zeitung allerlei Zeichen zu schreiben, während Vivian vor sich nieder auf den Fußboden starrte.

„Alles, was sie seit Jahren erträumt hatte, eines Tages die Bühne zu erobern, eine Operettendiva zu werden, und was jetzt durch einen großen Glückszufall in erreichbare Nähe gerückt schien, war mit einem Schläge durch den Mann vor ihr wieder in Frage gestellt. Wenn Durand seine Drohung in die Tat umsetzte, so tauchte das alles so plötzlich wieder in die Verenkung hinaus, wie es aufgeflogen und von ihrer Phantasie schon herrlich aufgebaut war. Die erschütterliche Mutter hatte ihr ewig in den Ohren gelegen, daß ein Mädchen mit ihrer Schönheit und mit ihrer Stimme auf dem Theater ihr Glück machen müsse, und schließlich war das für Vivian selbst ein Evangelium geworden.“

Aber Jahre vergingen, und das Glück, das große, immer erhoffte ging an ihr vorbei. Well Reid hatte Vivian oft auf die glücklichsten Rollen gegeben, die in ihren eigenen Automobilen an den Theaterengängen vorkamen und in kostbaren Pelzen den Stürmen des Winters trotzten. In einer Stimmung von Verzweiflung und resignierter Gleichgültigkeit hatte sie dann eines Tages Jack Durand geheiratet, aber den kleinen Glückseliker nur zu bald durchschaut und nur darauf gekommen ihn glatt und reißlos wieder aus ihrem Leben zu löschen. Wofür als der Colonel auf der Bildfläche erschien.

Eine tolle, lustige, überschäumende Nacht war das gewesen, als sie im Hause eines alten Lebemanns mit einigen anderen hübschen Obermädels, die singen und tanzen konnten, zur Unterhaltung einer größeren Herrengesellschaft erschienen war. Dort hatte sie den Colonel zuerst gesehen und hatte ihn gekostet. Instintiv, nach der ersten intimen Unterhaltung hatte Vivian herausgefunden, daß der elegante weißhaarige Gentleman mit der vornehmen Haltung und den feinen Manieren, die auch in dieser ungezogenen Gesellschaft ein gewisses Ausmaß von Ritterhaftigkeit behielten, der Mann war, von dem sie immer geträumt hatte.

Und zugleich empfand sie mit dem schwarzen Zukunft des Weibes, daß auch die Aufmerksamkeiten des Colonel einen tieferen Ton hatten. Vivian irrte sich nicht. Viele rotzuckrige, kleine Person, deren Haar nicht gefärbt war, und deren weiße Hautziergäbe hinter den roten Lippen so verlockend herborstimmerten, dieser geschmeidige Akteur und dieses Teufelstemperament reizten den Appetit des alten Lebemanns.

Als der Colonel beim zweiten Glase Champagner Vivian ins Ohr trauerte und ihr mit leisem Flüsterern zu raunte: „Vivian, wie ist's, werden wir einmal in den nächsten Tagen zusammen souperen?“ Da wußte sie die Spiel gewonnen.

Und alle Träume, die sie seitdem heimlich geträumt und alle Hoffnungen, die seitdem erwacht und gewachsen waren, die sollten jetzt zugrunde gehen? O nein, ... Jack Durand, da würde sie bis zum letzten Atemzuge kämpfen. —

Durand, der mit seinen Rechnungen fertig geworden war, erhob sich von seinem Stuhle, schob beide Hände in die Hosentaschen, schritt durchs Zimmer und blieb endlich vor Vivian stehen.

„Wenn Du's wissen willst, ich brauche morgen dreihundert Dollar. Ich brauche es im Bureau“, es kam ganz langsam und leise, so, nun greifst Du wohl, was das zu bedeuten hat. Wenn ich das Geld nicht habe, bin ich verloren.“

„Du hast im Gesicht —?“ Vivian, die jetzt am Tisch stand, wußte unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Ja, ich habe“, erwiderte er mit frecher Stirn. „Ich habe das Geld genommen — und Du wirst wohl wissen, wohin es gegangen ist, oder soll ich Dir's vorrechnen?“

Unterfchlagen — er hatte Geld unterfchlagen — er war ein Dieb. Hatte sie ihn bisher nur gehabt, jetzt fühlte sie eine kalte Überwallung gegen den Mann in sich aufwallen. Ein Verbrecher, den man jede Stunde verhaften konnte! Ihre Fingertippen glitten an der Stirn hin, die Wangen hinunter. Eine Weile blieb es ganz still im Zimmer. Das eine war ganz sicher: es durfte keinen öffentlichen Standal geben; alles mußte sie aufbieten, um das zu verhindern.

Sie sank am Tisch nieder, mit ihren wühlenden Gedanken ringend.

(Fortsetzung folgt.)

Teilnahme. Wirt (zum Stammgast): „Warum so schlecht gelaunt, Herr Staatsanwalt? ... Haben Sie Ihnen wieder einen freigesprochen?“

Erhöhter Genuß. „Doppelt so gut schmeckt mir's Bier, wenn ich mir einbild, daß mir's der Arzt verboten hat!“